

Detlev Mares/Ute Schneider

„So habe ich das nicht in Erinnerung ...“

Seniorenstudierende als Zeitzeugen der Geschichte – ein Projektbericht

Einführung: Senioren an der TUD als Zeitzeugen

Mit Beginn eines jeden Semesters wartet auf die Studienanfänger des Faches Geschichte beim Betreten des Hörsaals eine kleine Überraschung: In den ersten fünf bis zehn Reihen sitzen Damen und Herren, die ihre Großeltern, manchmal sogar schon ihre Urgroßeltern sein könnten. Im Gegensatz zum „Anfänger“, der keinen im Saal kennt, begrüßen die „älteren Semester“ einander mit Namen, freuen sich offensichtlich über den Vorlesungsbeginn und haben sich gegenseitig Plätze in den ersten Reihen reserviert, wie an den Zurufen erkennbar wird.

Diese Begegnung entspricht in keiner Weise den üblichen Erwartungen an die Universität, die von der Vorstellung junger Studierender und älterer Dozenten und Professorinnen geprägt ist. Auch wenn diese Erstsemestererfahrung nicht TU-spezifisch ist, so bemerken auswärtige Gastdozenten doch gelegentlich den im Vergleich zu anderen Universitäten hohen Anteil von Senioren in den Veranstaltungen in Darmstadt.

Die große Zahl an Seniorstudierenden an der TU Darmstadt ist weniger ein Zufall als ein Resultat des hohen Anteils leitender und mittlerer Angestellter bei den großen, in Darmstadt ansässigen Industrie- und Dienstleistungsunternehmen. Da seit Beginn der 1980er Jahre hier das Pensionsalter sank und verschiedene Formen von Vorruhestandsregelungen eingeführt wurden, suchten die vielfach noch jungen „Alten“ nach Aufgaben und Beschäftigung. Nicht wenige von ihnen entdeckten bei dieser Gelegenheit das geistes- und sozialwissenschaftliche Studienangebot an der Technischen Universität Darmstadt, an der so mancher schon in jungen Jahren in den ingenieur- oder naturwissenschaftlichen Bereichen studiert hatte.

Als Lehrender beobachtete auch Helmut Böhme in seinen Veranstaltungen die steigende Zahl „älterer“ Studierender; als Präsident der TH Darmstadt erkannte er darin die Chance, die Hochschule für interessierte Bevölkerungskreise zu öffnen und die Kooperation zwischen Hochschule und Stadt zu vertiefen. Aus seinen Überlegungen resultierte 1985 eine Vereinbarung zwischen der Technischen Hochschule, der Fachhochschule und der Evangelischen Fachhochschule mit der Stadt Darmstadt über die Einrichtung eines „Seniorenstudiums“. Die beteiligten Hochschulen verpflichteten sich zu einem „Seniorenprogramm“, das „älteren Mitbürgern die Möglichkeit gibt, am wissenschaftlichen Leben teilzunehmen“, und das ihnen den Besuch besonders „geeigneter“ Veranstaltungen erlaubt. Ausdrücklich ging es nicht um ein „isoliertes Veranstaltungsprogramm“, sondern um „die Teilnahme an dem normalen Studienprogramm“. Umgekehrt verpflichtete sich

die Stadt zu Druck und Verteilung des Veranstaltungsverzeichnisses. Seitdem erhalten die Teilnehmer des Programms – „ohne Altersgrenze“ – nach Entrichtung einer Gebühr Gasthörerstatus und können bis zu sechs Lehrveranstaltungen besuchen. Heute machen pro Semester ca. einhundert Seniorinnen und Senioren von diesem Angebot Gebrauch.¹ Daneben gibt es eine steigende Zahl regulär eingeschriebener älterer Studierender, die einen Hochschulabschluss anstreben.

Dass insbesondere das Fach Geschichte eine große Anziehungskraft auf die Senioren ausübt, ist ein weit über Darmstadt hinaus zu beobachtendes Phänomen. Häufig entspringt es dem Bedürfnis, Kenntnisse und Interessen im kulturellen Bereich zu vertiefen, die in einem langen Berufsleben zurückstehen mussten. Die Regelmäßigkeit, mit der viele Seniorinnen und Senioren seit Jahren an Veranstaltungen des Faches teilnehmen, hat Vergemeinschaftungseffekte zur Folge, die von Einzelgesprächen bis zur Gründung eines Freundeskreises am Institut für Geschichte reichen. Nur eher am Rande kommen allerdings die jeweiligen Biografien zur Sprache, die wegen des großen Altersspektrums – der älteste Senior ist Jahrgang 1913 (!) – sehr unterschiedliche Erfahrungen widerspiegeln.

Diese „Gesprächslücke“ zumindest teilweise zu füllen war Ziel eines Zeitzeugenprojekts, das im Rahmen einer Übung im Fach Geschichte im Wintersemester 2002/3 durchgeführt wurde.² Die Generationenvielfalt und die beträchtliche Zahl von Seniorinnen und Senioren mit einem ausgewiesenen Interesse an Geschichte und historischen Fragen erschienen eine gute Grundlage für eine Veranstaltung zu sein, die ältere und jüngere Studierende zusammenführen und die Erfahrungen der Senioren für eine historische Auswertung nutzbar machen würde. Bereits seit einigen Jahren sind solche Projektveranstaltungen in unterschiedlicher Form Bestandteil der Lehre an der TU³, auch im Fach Geschichte.⁴ Das Zeitzeugenprojekt griff die besondere Beliebtheit der „Oral History“ bei den Studierenden auf, indem es die Möglichkeit bot, eigene Interviews durchzuführen. Die Zeitzeugen wiederum sollten nicht nur Gelegenheit erhalten, aus ihrer Vergangenheit zu berichten, sondern zugleich dazu angeregt werden, über die potentielle Kluft zu reflektieren, die sich zwischen privater Erinnerung und Geschichtswissenschaft auf tun kann. Damit konnte es in der geplanten Veranstaltung nicht allein um die Vermittlung von Interview- und Auswertungstechniken gehen. Von zentraler Bedeutung erwies sich vielmehr die Auseinandersetzung mit dem Stellenwert der individuellen Erinnerung innerhalb der Geschichtswissenschaft und mit ihrem Beitrag zum wissenschaftlichen Erkenntnisprozess.⁵

Geschichte und Erinnerung

Für jüngere Dozentinnen und Dozenten der Zeitgeschichte kann die Beteiligung von Seniorenstudierenden in den Lehrveranstaltungen durchaus eine Herausforderung darstellen. Nicht selten erhält man zu seinen Ausführungen den Kommentar: „So, wie Sie das darstellen, habe ich das gar nicht in Erinnerung.“ Die unmittelbare Zeitzeugenschaft scheint auf den ersten Blick eine höhere Legitimität beanspruchen zu können als das später erworbene „Bücherwissen“ einer jüngeren Historikergeneration. Doch wäre dies wirklich eine angemessene Sichtweise?

Die Erfahrung der Senioren mit der Geschichtswissenschaft lässt sich erklären aus dem Zusammentreffen von zwei gerade in Lehrveranstaltungen zur Zeitgeschichte (also der Geschichte des 20. Jahrhunderts) offenbar werdenden unterschiedlichen Perspektiven. Da ist zum einen die Wahrnehmung aus der Sicht des Einzelnen, der oder die die Vergangenheit miterlebt hat, zum anderen die Perspektive einer Wissenschaft, die Einzelerfahrungen vielfach unter übergreifenden Fragestellungen, Schwerpunktsetzungen und auch unter gegenwärtigen Urteilsperspektiven betrachtet. Beide Ebenen können sich fruchtbar ergänzen, aber durchaus auch in Widerspruch zueinander geraten. Dies lässt sich nicht nur in Lehrveranstaltungen, sondern in jedem Zeitzeugeninterview beobachten.

Am einfachsten ist noch das Problem fehlerhafter Sachaussagen. In der Erinnerung von Zeitzeugen können Daten, Fakten, Ereignisfolgen in der Rückschau durch Verschiebungen und Vergessen „durcheinander geraten“. In solchen Fällen lässt sich in der Regel leicht eine Korrektur vornehmen. Auch umgekehrt funktioniert dieser Prozess, wenn die Zeitzeugenschaft Sachinformationen bereithält, die dem Historiker auf keinem anderen Wege zugänglich waren.

Komplexer wird die Diskussion jedoch, wenn die Perspektiven der Interpretation auseinanderklaffen. Manches individuelle Erleben, das in jahrzehntelanger Gestaltung der eigenen Biografie seinen festen Platz gefunden hat, wird durch die Berührung mit der Geschichtswissenschaft in zuvor ungewohnte, übergreifende Zusammenhänge eingeordnet. Dadurch entstehen Fragen, die Aspekte der individuellen Biografie in Frage stellen, Zweifel wecken und schmerzliche Umorientierungsprozesse einleiten können.

Dies ist nicht nur ein Ergebnis des Aufeinandertreffens von individueller Biografie und zeitgeschichtlicher Forschung. Oft findet sich dieselbe Verstörung auch, wenn nachwachsende Generationen ein bestimmtes Verhalten in der Vergangenheit mit moralischen Werturteilen belegen, die außerhalb des eigentlichen Bereichs der Geschichtswissenschaft liegen. So erntete die Wehrmachtsausstellung anfänglich nicht nur berechtigte Kritik aufgrund von „handwerklichen“ Mängeln bei der Präsentation ihrer Thesen. Für viele ehemalige Wehrmachtssoldaten dürfte viel gravierender die Feststellung gewesen sein, dass sie lernen sollten, sich als Teil einer verbrecherischen Institution zu verstehen, auch wenn sie selbst guten Gewissens von sich sagen konnten, sich keines individuellen Verbrechens schuldig gemacht zu haben. In diesem Fall ist es weniger der Streit um Fakten als vielmehr der grundsätzliche Interpretationsrahmen, der die auseinanderdriftenden Urteile über die Vergangenheit begründet.

Doch selbst in Fällen, in denen die historische Forschung weniger unmittelbar zur Grundlage umstrittener Werturteile über die Vergangenheit dient, stoßen wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung und individuelle Erinnerung häufig aneinander. Zu oft fördert der sezierende Blick des Historikers Unliebsames oder Verdrängtes zutage; gelegentlich allzu bequeme Überlagerungen von individueller und kollektiver Erinnerung werden problematisiert; scheinbar bruchlose biografische Selbstdarstellungen, in die das Individuum Erfahrungen aus Lebensphasen lange nach dem relevanten Erinnerungsmoment übernommen hat, werden als Konstruktionen bezeichnet und dem Einzelnen gleichsam als Spiegel vorgehalten.⁶ Auf die betroffenen Zeitzeugen muss dies leicht anmaßend wirken. Für Historiker, die Zeitzeugeninterviews führen, kann dies zu emotionalen Konflikten

führen, ist der Kontakt zum Zeitzeugen doch zunächst einmal eine soziale Situation, in der auf die Bedürfnisse und Erwartungen von ganz bestimmten Menschen Rücksicht genommen werden muss. Es ist psychologisch ein bedeutsamer Unterschied, ob der Historiker menschliche Schicksale aus aggregierten Zahlenreihen der frühen Neuzeit oder aus der unmittelbaren Begegnung mit historischen Akteuren rekonstruiert. Vor allem aber weisen die genannten Schwierigkeiten, die Zeitzeugen mit den Ergebnissen historischer Forschung haben können, die Historiker selbst auf methodische Herausforderungen bei der Durchführung und der Auswertung von Zeitzeugeninterviews im Rahmen von „Oral History“-Studien hin. Nicht nur die Perspektive der Zeitzeugen, sondern auch die des Forschers selbst bedarf ständiger Reflektion, soll der Verpflichtung zum fairen Umgang mit den „lebenden Quellen“ Rechnung getragen werden. Schon die Art des Fragens prägt das Ergebnis von Zeitzeugengesprächen. Diese für Psychologen und Sozialforscher banale Tatsache kann im Umgang mit historischer Erinnerung weitreichende Folgen haben. So ist zu berücksichtigen, dass Historiker, die Zeitzeugen interviewen, eigene Strategien und Ziele verfolgen, die von vornherein die Offenheit des Ergebnisses verhindern. Dies beschränkt sich nicht darauf, dass man häufig nur zu bestimmten Themen „etwas hören will“, so dass die Lebenserfahrung des Zeitzeugen quasi parzelliert und in historiographisch vorgefertigte Schubladen sortiert wird. Viel problematischer noch sind Strategien, die den Fragenden selbst gar nicht bewusst sind. So kann Sympathie oder gar Empathie mit dem Gesprächspartner beim Zeitzeugeninterview dazu führen, dass emotional problematische Bereiche der Vergangenheit ausgeblendet werden. Harald Welzer hat jüngst in einer Untersuchung über den Umgang deutscher Familien mit der NS-Vergangenheit gezeigt, dass Familien gleichsam „Kollektivbiografien“ erstellen, in denen frühere Generationen von Verfehlungen und Verbrechen während der NS-Zeit entlastet werden. Aus methodischer Sicht lag eine Pointe der Ergebnisse des Welzer-Teams aber darin, dass die Forscher bei der Auswertung der eigenen Interviewführung entdeckten, in Gesprächen mit „ihren“ Zeitzeugen unbewusst an entscheidenden Stellen auf bohrende Nachfragen verzichtet zu haben, die die Rolle der Gesprächspartner in der NS-Zeit jenseits der freiwillig dargebotenen Version der eigenen Geschichte erhellt oder problematisiert hätten.⁷ Deutlicher lässt sich kaum zeigen, in welchem Ausmaß Interviewer an der Konstruktion ihres Gesprächsergebnisses beteiligt sind.

Neben die methodischen Probleme der Gesprächsführung tritt zudem eine Vielzahl von Fragen, die mit der Auswertung der meist auf Tonband oder Videoaufzeichnung festgehaltenen Gespräche verbunden sind. Lange Zeit begnügte sich „Oral History“ damit, das gesprochene Wort in einen geschriebenen Text umzuwandeln, indem die Tonaufzeichnungen „abgetippt“ wurden. Diese Methode mag angehen, wenn man vom Zeitzeugen reine Sachaussagen gewinnen will, die mit anderen Quellen verglichen werden. Doch sobald die Art und Weise des Erinnerns berücksichtigt wird, sind wesentlich komplexere, sprachwissenschaftlich untermauerte Transkriptionsverfahren erforderlich, die Stockungen, Betonungen, Pausen, Räuspern und ähnliche gesprächsbegleitende Äußerungen berücksichtigen.⁸ Bereits vor der Durchführung von Interviews ist daher sorgfältig darauf zu achten, welches Ziel die Gespräche erreichen sollen und welche Auswertungsmethode bzw. welcher Interpretationsansatz diesem Ziel am besten dienen kann.⁹

Im Rahmen des im Wintersemester 2002/2003 durchgeführten Zeitzeugenprojekts wurden die hier nur angerissenen Methodenfragen ausführlich erörtert, bevor die Durchführung der Zeitzeugeninterviews eingeleitet wurde. Insbesondere die Studierenden mussten ein Verständnis dafür bekommen, in welchem Maße jedes Interview ein Artefakt ist, in dem Geschichte auch und gerade zum Zeitpunkt des Erzählens erst konstruiert und durch das Erzählen verfestigt wird.¹⁰ Diese methodischen Grundüberlegungen trugen insbesondere bei der Auswertung der Zeitzeugeninterviews Früchte, indem den Studierenden an den eigenen Ergebnissen und Problemen schlaglichtartig die Relevanz der zuvor theoretisch erörterten Methodenfragen deutlich wurde.

Das Projekt

Zeitzeugen, davon gingen wir aufgrund unserer bisherigen Erfahrungen und zahlreicher Gespräche mit Seniorinnen und Senioren aus, standen prinzipiell in ausreichender Zahl zur Verfügung. Inwieweit es jedoch gelingen würde, sie für diese Veranstaltung zu gewinnen, war bis zu Semesterbeginn unklar. Obgleich unter den Senioren und Seniorinnen eine Vielzahl von regulären Studierenden und eine noch größere Anzahl von Gasthörern zu finden ist, sind die Kontakte zwischen den Generationen nur in seltenen Fällen sehr intensiv und gehen kaum über ein zufälliges Gespräch im Hörsaal oder Seminarraum hinaus. Um so erfreulicher war es, dass sich sieben Zeitzeugen (zwei Frauen und fünf Männer) auf das Abenteuer einließen, ihre Erinnerungen zu erzählen und sie mit Studierenden im Rahmen einer Lehrveranstaltung zu diskutieren. Da sich mehr als die dreifache Zahl an Studierenden eingefunden hatte, konnte für jeden Zeitzeugen eine eigene Arbeitsgruppe gebildet werden, die die Konzipierung, Durchführung und Auswertung des jeweiligen Interviews übernahm.

Über das gesamte Semester gesehen war die Veranstaltung in verschiedene Phasen eingeteilt, in denen in unterschiedlicher Besetzung gearbeitet wurde. Nach einer Anfangssitzung im Plenum fanden in den Folgewochen getrennte Sitzungen statt: Auf der einen Seite die Studierenden, die sich inhaltlich und methodisch auf die Interviews vorbereiteten, auf der anderen Seite die Seniorinnen und Senioren, die untereinander und mit einem der Dozenten ihre unterschiedlichen Lebenswege erörterten. Es folgten erneute Sitzungen im Plenum, in deren Verlauf weitere methodische Fragen besprochen wurden. Zudem hatten in dieser Phase Studierende und Zeitzeugen Gelegenheit, sich näher kennenzulernen. Erst danach wurden in einigen Sitzungen, an denen ausschließlich die Studierenden teilnahmen, die einzelnen Interviewgruppen gebildet und bestimmte Leit motive für die Gespräche festgelegt. Die Gestaltung, Durchführung und Auswertung der Interviews erfolgte anschließend jeweils in den einzelnen Gruppen, die ihre Ergebnisse schließlich gegen Ende des Semesters im Plenum präsentierten.

Das Projekt hatte ausdrücklich nicht das Ziel, die gesamten Lebenswege der Zeitzeugen zu dokumentieren. Vielmehr sollten die Interviews analytisch auf einen bestimmten Themenkomplex ausgerichtet sein. Der ursprüngliche Gedanke bestand darin, die Zeitzeugen nach ihrem „ersten Tag zu Hause“ am Ende des Zweiten Weltkriegs zu befragen -

ein doch sicherlich markanter biografischer Punkt, der in seiner Emotionsgeladenheit und Singularität einen wesentlichen Bestandteil der Erinnerungen der betroffenen Generation bilden würde.

Weit gefehlt! Schon in der ersten Sitzung widerlegten die ob dieser Frage überraschten Zeitzeugen die vorgefassten Erwartungen der neugierigen Studierenden und Dozenten: Nur ein Zeitzeuge konnte sich in der erwarteten Form an diesen Tag erinnern; andere berichteten eher von einer Art Kontinuum des Erlebens bei Kriegsende, in dem sich Einzelereignisse oft keinem genauen Datum zuordnen ließen. Einige hatten als Vertriebene oder Flüchtlinge ein neues Leben beginnen müssen, so dass ein schließlich aufgebautes „Zuhause“ nach dem Krieg nichts mehr mit einem „Zuhause“ oder gar der „Heimat“ vor dem Krieg zu tun hatte. Wieder andere hatten während des Krieges ihr Zuhause nie verlassen; je nach Familiensituation bestand das Erlebnis der „Heimkehr“ in diesem Fall bestenfalls in der Rückkehr von Angehörigen und Freunden, falls diese nicht gefallen oder verschollen waren.

Schnell löste sich der scheinbar markante biografische Punkt in eine Serie unterschiedlicher Erfahrungswelten auf. Das selbstgesetzte Ziel für die Interviews musste daher modifiziert werden – nach reiflicher Überlegung sollte es nun darum gehen, sich mit den unterschiedlichen Formen zu befassen, in denen sich das Ende des Zweiten Weltkriegs und der Neuanfang nach 1945 im Leben der Betroffenen ausdrückten. Die Erfahrungen der beteiligten Zeitzeugen sollten daraufhin untersucht werden, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sich in den verschiedenen Lebenswegen zeigten. Wo ließe sich eine ungefähre Grenze ziehen zwischen individuellem Lebensschicksal auf der einen, allgemeinen Charakteristika des Untersuchungszeitraums auf der anderen Seite?

Ein zentraler Faktor, den die Interviewer zu berücksichtigen hatten, war die Bandbreite der Generationen. Der älteste Zeitzeuge (Jahrgang 1923) hatte den Krieg mitgemacht und als Offizier beendet; der jüngste (Jahrgang 1942) wurde als Kind mit seiner Familie aus Bratislava vertrieben. Er konnte sich an viele Einzelheiten nicht mehr aus eigenem Erleben, sondern nur durch die in seiner Familie überlieferten Erzählungen erinnern. Es war angesichts dieser Situation offensichtlich, dass die Einzelinterviews unterschiedliche Strategien erforderten und eine eingehende Vorbereitung voraussetzten.

Diese leisteten die Studierenden in ihren Arbeitsgruppen. In der letzten Sitzung aller Studierenden vor der Arbeitsgruppenphase waren einige Leit motive herausgearbeitet worden, die in den Interviews Berücksichtigung finden sollten. Dazu zählte insbesondere das Motiv des Unterwegsseins, das bei vielen Zeitzeugen die Erinnerungen an die unmittelbare Nachkriegszeit prägte. Ein Fragekomplex richtete sich aber auch auf die Kontakte zu Freunden, Angehörigen und Bekannten - wie gestalteten diese sich angesichts der Wirrnisse der Lebensumstände? Als weitere große Komplexe traten Fragen zu den Geschlechterrollen, zum alltäglichen Überleben und zu Erfahrungen mit Kriminalität hinzu. Schließlich sollte es aber auch um Interpretationen der Vergangenheit gehen – welches Bild von Heimat würde wohl in den Zeitzeugenberichten zum Ausdruck kommen? Würde die Zuweisung von Opfer- und Täterrollen in den Erzählungen von Bedeutung sein?

Es blieb den einzelnen Arbeitsgruppen überlassen, diese Leit motive in der Ausgestaltung der eigenen Interviews umzusetzen, Schwerpunkte festzulegen, den einen oder an-

deren Fragekomplex auszulassen und gegebenenfalls individuell interessante Zusatzaspekte in das Gespräch aufzunehmen. Ziel musste es sein, eine Balance zwischen den allgemeinen Erkenntniszielen des Projekts und den Besonderheiten des jeweiligen individuellen Falls zu finden. Es ging also nicht um völlig offene Interviews mit mehr oder weniger zufälligem Ausgang, sondern um in der Form offene Gespräche, die aber durch Fragen auf bestimmte Themenkomplexe konzentriert werden sollten.

Während der Interviewphase blieben die Arbeitsgruppen und ihre Zeitzeugen weitgehend sich selbst überlassen. Mit zunehmender Spannung warteten daher alle gegen Ende des Semesters auf die Präsentation der Ergebnisse im Plenum. Es stellte sich heraus, dass ein Interview krankheitsbedingt ausgefallen war; andere Arbeitsgruppen hatten „ihren“ Zeitzeugen gleich mehrfach vor Kamera oder Tonband gelockt. Alle berichteten von einem freundlichen, entspannten Gesprächsklima – sehr zum Neid der Dozenten, die ja selbst keine Interviews durchgeführt hatten, war da die Rede von selbstgebackenem Kuchen, Geschenken wie hausgemachter Marmelade und jeder Menge Kaffee.

Schwieriger als das Gespräch der Generationen erwies sich die Auswertung einiger Interviews, wie die Ergebnispräsentation in der Abschluss Sitzung zeigte. Vor allem die in den einleitenden Sitzungen bereits angeschnittenen methodischen Probleme traten in den studentischen Präsentationen und bei der anschließenden Diskussion zutage. Abstimmungsprobleme innerhalb der Gruppen während des Gesprächsverlaufs zählten dazu ebenso wie die Erfahrung, durch die Frage den Gesprächsverlauf und einzelne Aussagen zu suggestiv vorgegeben zu haben. So berichtete ein Zeitzeuge vom familiären Diskurs über die „grausamen Russen“. Nach den „guten Amerikanern“ befragt, reproduzierte er die bekannten Stereotype von den „Kaugummi verschenkenden Amis“. Dass die Interviewer mit ihrer Nachfrage dem Gespräch eine Richtung vorgegeben hatten, wurde deutlich, als der Zeitzeuge wenige Sätze später erklärte, dass er persönlich von den Amerikanern „überhaupt kein Bild in den frühen Jahren“ gehabt habe. Auch die Tatsache, dass sich in dieser Passage und der Wiedergabe von Familienerzählungen geradezu beispielhaft verschiedene Erinnerungsschichten offenbarten, wurde den studentischen Interviewern erst nach Hinweisen durch die Kommilitoninnen und einer ausführlichen Diskussion des Transkripts bewusst. Die Ergebnisse dieser Befragung waren insgesamt sehr dürftig, weil die Gruppe aus „Enttäuschung“ darüber, dass ein 1942 geborener Zeitzeuge kaum über eigene Erinnerungen an den Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit verfügte, die Gelegenheit einer Befragung zu Familienerzählungen und -erfahrungen nicht wahrnahm. Die Erkenntnis, dass die Befragung dieses Zeitzeugen eine Möglichkeit geboten hätte, die These des Welzer-Teams von der erzählerischen Konstruktion familiärer Biografien zu überprüfen, wurde der Arbeitsgruppe erst als einer der Lerneffekte der abschließenden Sitzung deutlich.

Mit einem Problem ganz anderer Natur sah sich eine weitere Gruppe konfrontiert. Erst bei der Auswertung und Transkription des Interviews bemerkte sie, dass sie – von den Erzählungen ihres Partners gefesselt und in Bann gezogen – das Ziel und die Gesprächsführung gelegentlich aus den Augen verloren hatte. Obwohl der Krieg und die Kriegserfahrungen ausdrücklich nicht im Mittelpunkt der Veranstaltung standen, ging Herr V., der 1923 geborene älteste Teilnehmer der Veranstaltung, ausführlich auf seine Jahre als

Soldat ein. Dies war insofern nicht verwunderlich, als während des gesamten Semesters aufgefallen war, dass der Krieg und die Kriegserfahrung einen gemeinsamen erzählerischen Fluchtpunkt beider „Generationen“ darstellten. Der Einfluss der Wehrmachtsausstellung und der durch sie ausgelösten Debatten zeigte sich in einem Interesse der Studierenden, das sich in hohem Maße auf die persönlichen Erfahrungen der am Krieg beteiligten Männer richtete. In der Veranstaltung war mehrfach das Problem möglicher „Tabufragen“ und des Umgangs mit „heiklen“ Fragen aufgeworfen und kontrovers debattiert worden. Während des Interviews trat jedoch – zur nachträglichen Überraschung der Interviewgruppe – der von Harald Welzer beschriebene Effekt ein: Die persönliche Sympathie zwischen den Gesprächspartnern verhinderte gerade in Interviewpassagen über den Zweiten Weltkrieg gelegentlich ein sorgfältiges Nachfragen durch die Interviewer. Dringend erforderlich gewesen wäre ein Nachfragen zumindest an einer Stelle des Interviews, an der Herr V. über seine Kontakte zu russischen Soldaten berichtet: „Bei manchen wird’s auch anders gewesen sein, bei uns wurden die korrekt behandelt.“ Im Interview schließt sich jedoch unmittelbar an die zitierte Passage der Bericht einer Situation an, in der die Behandlung russischer Soldaten alles andere als „korrekt“ war. Herr V. erzählt, dass russische Kriegsgefangene in vermintes Gelände geschickt wurden, um verletzte deutsche Soldaten zu bergen. Doch obwohl die Studierenden in ihrer Präsentation großes Interesse an den Erfahrungsberichten über Russland und Kriegsverbrechen bekundeten, hatten sie während des Interviews an diesem Punkt die moralische Fragwürdigkeit des Vorgangs nicht thematisiert und auch nicht nach weiteren Einzelheiten und Zusammenhängen des Ereignisses gefragt. In der Ergebnispräsentation im Plenum sprachen sie die Äußerung und ihre Problematik ebenfalls nicht an. Deswegen konnte in der Veranstaltung nicht die Frage diskutiert werden, ob es sich bei dieser Zurückhaltung um Hemmungen im Umgang mit dem Zeitzeugen handelte oder ob die Studierenden die Tragweite seiner Aussage nicht erkannten, weil es sich nicht um die Aufsehen erregende Erzählung eines Massenverbrechens handelte und die entsprechende Interviewpassage zudem in den Erzählzusammenhang über eine ausweglose Situation des Erzählers eingebettet war.

Das Nachfragen, das „Umkreisen“ eines Themas, um genauere Antworten zu bekommen, erwies sich bei allen Gruppen als die größte Schwierigkeit. Ausschlaggebend dafür war neben persönlichen Sympathien, fehlendem „Mut“ oder mangelnden Erfahrungen mit der Gesprächsführung in einigen Fällen auch die starke Vorstrukturierung des Gesprächs durch die Interviewten. Herr G. hatte, obwohl die Senioren bewusst von den inhaltlichen Sitzungen ausgeschlossen worden waren, aufgrund des Veranstaltungsthemas und aus dem Hintergrund seiner privaten Lektüre heraus bereits ein Frageraster entwickelt, nach dem er seine Erzählung strukturierte. Die Interviewer beschränkten sich daraufhin fast nur noch auf Nachfragen, konnten aber kaum eigene Impulse in das Gespräch einbringen. In gewisser Weise stellte sich hier das umgekehrte Problem wie bei den Arbeitsgruppen, in denen die Interviewer das Gespräch zu stark lenkten.

Auf der inhaltlichen Ebene sah sich auch eine andere Gruppe mit einer Dominanz des Gesprächs durch die Zeitzeugin konfrontiert. Frau L., eine pensionierte Lehrerin, die schon bei anderen Gelegenheiten mehrfach über ihr Leben berichtet hatte, setzt sich seit Jahren intensiv mit der Nachkriegsgeschichte auseinander. Sie bot den Studierenden bereits eine

ausgearbeitete Deutung ihrer Biografie an, indem sie sich unter Verweis auf Schelsky als Vertreterin der „skeptischen Generation“ charakterisierte. Gerade das hohe Reflektionsniveau der Zeitzeugin und die klaren erzählerischen Muster ihrer Biografie erlaubten es den Interviewern jedoch, zentrale Aspekte der Nachkriegserfahrungen markant aus dem Interview herauszuarbeiten und die Ergebnisse zudem im Kontext der zeithistorischen Forschung zu verorten. Die 1938 geborene Frau L. konnte bei Kriegsende im Gegensatz zur Mehrzahl der Zeitzeugen in ihrer hessischen Heimat bleiben. Sie musste allerdings mit ihrer Mutter das Leben ohne Vater bewältigen, der im Krieg gefallen war. Ihre Erzählungen über die Nachkriegsjahre sind geprägt von einer Polarität zwischen „starken Frauen“ und „schwachen Männern“, die in jeglicher Hinsicht weiblicher Hilfe bedurften. Die auch körperlich „schwachen Männer“, die beispielsweise als Lehrer im Unterricht vor Entkräftung umfallen, bilden ein wiederkehrendes Motiv in den Erzählungen der Zeitzeugin. Entsprechend gestaltete sich auch die Rolle der Frauen. Frau L. selbst bezeichnete das heranwachsende Mädchen, das sie in den Nachkriegsjahren war, als „Mann und Außenminister der Familie“, die (!) für die Versorgung mit Lebensmitteln und die Bewältigung des Alltags zuständig war, weil ihre Mutter diese Rolle nicht ausfüllen konnte oder wollte. Angst und Schwächen finden sich in der Erzählung dieses „Außenministers“ nicht, macht doch das Bild der „starken Frauen“, die den Wiederaufbau leisteten, den roten Faden ihrer Biografie aus. Bei keinem der anderen Teilnehmer, auch bei der sieben Jahre älteren zweiten Zeitzeugin, nahmen Geschlechterfrage und Rollenverteilung einen derartig zentralen Platz in der Erzählung ein, obwohl insbesondere die „Trümmerfrauen“ Bestandteil des allgemeinen „historischen Wissens“ sind und einige Zeitzeugen ihre Mütter als solche bezeichneten.

Sehr persönliche Aspekte ergaben sich auch an weiteren Stellen im Gespräch mit Herrn V. Nachdem der junge Offizier im Verlauf des Krieges durch ganz Europa gekommen und im April 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten war, kehrte er ein Jahr später zu seinen Eltern zurück. Herr V. hatte sich freiwillig gemeldet und berichtete im Interview von seiner Begeisterung für den Nationalsozialismus und dessen Organisationen, weil sie „sehr sehr gemeinschaftsbildend“ waren. Ohne dass dies ausdrücklich im Gespräch thematisiert worden wäre, wird hier der Versuch unternommen, den studentischen Gesprächspartnern die Faszination des Nationalsozialismus für einen Heranwachsenden in den 1930er Jahren zu erklären. Implizit wird damit auf die Hörer und deren vorausgesetzte Skepsis gegenüber der Begeisterung für die nationalsozialistische Jugendpolitik eingegangen.

Neben den jeweiligen individuellen Motiven und Themen kristallisierten sich in der Auswertung der Gespräche mehrere Aspekte heraus, die in allen Interviews zur Sprache kamen. Dazu zählten Hunger und Ernährung, Flucht und Unterwegssein sowie Erfahrungen mit Fremdheit und Sprachproblemen. Der 1938 geborene Herr S., der nach dem Krieg mit seiner verwitweten Mutter und fünf Geschwistern nach Berlin gekommen war und dort bis 1960 gelebt hatte, berichtete sehr sachlich und detailliert über Fragen und Probleme der täglichen Ernährung. Seine Emotionalität kam auf einer ganz anderen Ebene zum Ausdruck, wie die Studierenden in ihrer Präsentation zu seiner eigenen Überraschung zeigten. Ohne es zu merken, hatte er nämlich an wichtigen Stellen im Gespräch den „Code“ gewechselt und war in einen Berliner Dialekt verfallen. In diesem Fall zeigte sich der

Nutzen eines sorgfältigen Transkripts, das dialektales Code-Switching festgehalten hatte. Von Schulspeisungen mit schwedischen Suppen und CARE-Paketen konnte auch der 1937 geborene Herr G. berichten. Er war schon als kleines Kind mit der Kinderlandverschickung auf einen Bauernhof gebracht worden und hatte dort erste Erfahrungen mit „Einheimischen“ machen müssen. Diese Erfahrung wiederholte sich nach dem Krieg, als er in Norddeutschland mit der negativen Einstellung gegenüber Flüchtlingen konfrontiert wurde. Auch Herr S. war im Raum Hannover auf einem Bauernhof nicht gerade freundlich empfangen worden.

Eine nicht untypische Odyssee erlebte die 1931 geborene Frau V. Bereits während des Krieges hatte die Familie mehrfach den Wohnort gewechselt. Im Januar 1945 wollte ihre Mutter mit den beiden Töchtern von Schlesien zurück nach Cottbus, wo die Großeltern lebten. „Meine Mutter mit 13 Gepäckstücken und zwei kleinen Kindern“ versuchte in Görlitz einen der Züge nach Cottbus zu erreichen. Dort trafen sie zwar den Vater wieder, der brachte sie aber gleich nach Halle und von dort ging die Reise nach Hessen. Die Schwester, die sie unterwegs verloren hatten, fanden sie wieder, und gemeinsam wanderten die drei Frauen mit einer Zwischenstation in Hessen in ihre ursprüngliche Heimatstadt Münster. Für eine Aufenthaltsgenehmigung mussten sie nach Schlitz in Hessen zurückkehren, um dann mit einem Bollerwagen wieder nach Münster ziehen zu können. Ohne die beiden Töchter machte sich die Mutter kurz darauf wieder auf, um den Vater in Dresden im Lazarett zu besuchen. Schließlich konnte auch er nach Münster zurückkehren, und „dann war alles wieder gut“. Wie auch bei den anderen Zeitzeugen zeichnen sich die Fluchtberichte von Frau V. durch eine Konzentration auf die Familie und das eigene Fortkommen aus. Von langen Flüchtlingstrecken, wie sie aus Bildern und anderen Lebensbeschreibungen bekannt sind, ist bei ihr nicht die Rede. Fremde Menschen, auch die Besatzungsmacht, spielen erst nach der Ankunft in den Erzählungen eine prominentere Rolle. Bei Frau V. waren es die Amerikaner, die das ganze kleine Dorf auf einem Bauernhof zusammenpferchten. „Das war ziemlich schlimm. Und die Amerikaner haben auch nicht ganz unsanft in dem Dorf gewütet.“ Die Studierenden gingen in ihrer Präsentation ausführlich auf diese Passage ein, weil – wie sie richtig bemerkten – zwei Erinnerungsschichten zusammenflossen, die Frau V. mit der Konjunktion „auch“ markierte. Ihre eigene Erfahrung mit den Amerikanern entsprach nicht der nach dem Krieg gelernten und verinnerlichten „Erinnerung“ an die „guten Amerikaner“, nach der eine andere Gruppe ihren Zeitzeugen intuitiv befragt hatte. Wie die Russen, deren gewalttätiges Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung Bestandteil eines westdeutschen kollektiven Nachkriegsgedächtnisses wurde, hatten sich „auch“ die Amerikaner in dieser Situation zumindest nicht entsprechend dem verbreiteten Bild verhalten.

Auch wenn aus Zeitgründen die Grenze zwischen individueller Erfahrung und historischer Analyse nicht in der nötigen Breite diskutiert werden konnte, so gehörte zu den zentralen Ergebnissen für die Studierenden die Erkenntnis, dass es keine autonome, unbeeinflusste Erinnerung und damit Erfahrungsberichte gibt. Weil jede Biografie ihren logischen Fluchtpunkt in der Gegenwart hat, werden im Erzählen Schwerpunkte gesetzt und Widersprüche nach Möglichkeit geglättet. In diesen Konstruktionsprozess fließen eigene Erfahrungen und Gefühle ebenso ein wie gesellschaftliche und sprachliche Codes und

schließlich Geschichtsbilder, die durch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geformt und verbreitet werden. Deswegen trifft die Einschätzung, dass man die Vergangenheit so nicht erlebt habe, nur bedingt zu. Auch wenn die politische Situation in der Nachkriegszeit, der völlige Zusammenbruch des Regimes in den Interviews keine Rolle spielte, führten einige der Zeitzeugen ihre Biografie mit einem politischen Abriss über die Weimarer Republik ein, der wie aus einem Geschichtsbuch klang und sich ausschließlich auf politische Ereignisse konzentrierte. In dem Moment, in dem eigene Erfahrungen und Erinnerungen thematisiert wurden, trat die politische Dimension, die sich vielfach in Geschichtsbüchern und Medien findet, in den Hintergrund.

Generell tauchten in den Interviews zahlreiche der Motive auf, die sich in alltagsgeschichtlich orientierten Werken ebenfalls finden. Eine Voraussetzung dafür ist allerdings, und das haben beinahe alle Interviews gezeigt, dass den Interviewten genügend Zeit und Raum gegeben wird, um die angestammten Pfade ihrer Biografie einmal zu verlassen, ihre eigenen Erzählmuster zu hinterfragen oder hinterfragen zu lassen. Projekte wie das hier vorgestellte können dazu beitragen, die Konstruktion von Erinnerungen aus verschiedenen Perspektiven zu erhellen – aus der Perspektive von Interviewern und Historikern, die individuellen Erfahrungen im Zusammenhang übergreifender Fragestellungen gerecht werden müssen, aber auch aus der Perspektive von Zeitzeugen selbst, die einen Anlass erhalten, über die Prozesse der eigenen Erinnerungsbildung zu reflektieren. Interessant wäre es sicherlich zu erfahren, ob die im Rahmen dieser Veranstaltung befragten Zeitzeugen sich in der Auswertung der Gespräche im vorliegenden Text wiedererkennen oder ob zumindest ihr Verständnis für den auf den ersten Blick vielleicht erstaunlichen Umgang der Historiker mit ihren persönlichen Erlebnissen gewachsen ist – in diesem Fall wäre ein wichtiges Ziel der Veranstaltung erreicht worden.

Fazit

Beim hier vorgestellten Zeitzeugenprojekt handelte es sich nicht um eine großangelegte Forschungsinitiative mit zahlreichen Hilfskräften oder professioneller Aufnahmetechnik. Die Studierenden mussten im Rahmen einer einsemestrigen Veranstaltung eigene Ressourcen mobilisieren und weit über das übliche Zeitbudget hinaus, das ihnen sonst für eine einzelne Lehrveranstaltung zur Verfügung steht, Arbeit investieren. Die Grenzen, die einem solchen Projekt in Interviewauswertung, Interpretationsgehalt und wissenschaftlichem Anspruch gesetzt sind, liegen damit auf der Hand, ebenso die Tatsache, dass die Qualität der Ergebnisse weitgehend vom persönlichen Engagement aller Beteiligten abhängt und dass viele der ursprünglich formulierten „Leitmotive“ in der Auswertung der Interviews keine zentrale Rolle mehr spielten. Wichtiger erscheint es daher, statt der Grenzen die Möglichkeiten eines „kleinen“ historischen Zeitzeugenprojekts zu betonen. Historische Inhalte lassen sich kaum spannender und unmittelbarer vermitteln als durch das Gespräch mit Zeitzeugen. Zudem schärft die Auseinandersetzung mit methodischen Fragen die praktischen Fähigkeiten der Studierenden, sei es in der Gestaltung und Bewältigung von Teamarbeit, sei es in den Fertigkeiten der Interviewführung selbst. Doch auch

der theoretische Gewinn ist beträchtlich – im direkten Kontakt zu Zeitzeugen werden Prozesse der Erinnerungskonstruktion wesentlich anschaulicher greifbar als in manch wochenlanger Textarbeit. Und schließlich bieten Zeitzeugenprojekte an der Universität fast die einzige Möglichkeit, eine häufig vernachlässigte Dimension der Geschichte zu erfahren – den Umgang mit durch Geschichte hervorgerufenen Emotionen, die sich nicht zuletzt aus eigenen Erlebnissen speisen.

Die in vielen Interviews zu Tage getretene Emotionsgeladenheit von Erinnerungen erklärt vielleicht auch ein Phänomen, das sich bei den Seniorenstudierenden des Faches Geschichte beobachten lässt: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Seniorenstudium am Institut für Geschichte verteilen sich keineswegs gleichmäßig auf alle Veranstaltungen. Die deutliche Mehrzahl findet sich in Veranstaltungen zur Alten Geschichte und zum Mittelalter, mit Fortschreiten der Veranstaltungen in die Gegenwart nimmt ihre Zahl deutlich ab. Ausnahmen verweisen auf thematische Interessen; auch die didaktischen Ansätze des oder der Lehrenden haben Einfluss auf Vorlieben und Entscheidungen für den Besuch einzelner Veranstaltungen. Gleichwohl dürfte gerade auch die Differenz zwischen einem wissenschaftlich-distanzierten Umgang mit der Vergangenheit und dem eigenen Erleben häufig den Grund für die relative Abstinenz der Senioren und Seniorinnen von der Zeitgeschichte bilden. Dies ist es, was in der Formulierung zum Ausdruck kommt: „So habe ich das nicht in Erinnerung.“

Anmerkungen

¹ Vereinbarung zwischen der Stadt Darmstadt und der Technischen Hochschule, der Fachhochschule und der Evangelischen Fachhochschule vom 2. Dezember 1985, abgedruckt in der zu jedem Semester erscheinenden Broschüre „Studienprogramm für Senioren“. Dort auch alle weiteren Angaben.

² Wir danken den beteiligten Studierenden sowie den Zeitzeugen, die sich für dieses Projekt zur Verfügung gestellt und einer Auswertung der dabei erstellten Materialien zugestimmt haben. Die folgenden Ausführungen beruhen wesentlich auf den Gesprächen und Diskussionen im Rahmen der Veranstaltung. Dies gilt insbesondere für die Darstellung der Interviewergebnisse, die auf den von den Studierenden erstellten Transkriptionen der Gespräche gründet.

³ Wim Görts (Hg.), Projektveranstaltungen im Studium an der TUD. Bestandsaufnahme 2001 (= TUD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik 82), Darmstadt 2001.

⁴ Vgl. beispielsweise den aus einem Projekt hervorgegangenen Band von Ute Schneider/Thomas Lange (Hg.), Kriegsalltage. Darmstadt und die Technische Hochschule im Ersten Weltkrieg (= TUD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik 83), Darmstadt 2002; die Ausstellung „Aufbau und Integration. Die Siedlung St. Stephan am Griesheimer Sand“; die Präsentation des Instituts für Schülerinnen und Schüler im Internet (unter <http://www.ifs.tu-darmstadt.de/hobit/hobit.htm>).

⁵ Allgemein zum Thema Geschichte der Erinnerung: Ute Schneider, Geschichte der Erinnerungskulturen, in: Christoph Cornelißen (Hg.), Geschichtswissenschaften. Eine Einführung, Frankfurt/Main 2000, S. 259-270.

⁶ Zusammenfassend zu den Faktoren biografischer Erinnerung vgl. Vera Neumann, Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Lebensgeschichtliche Erinnerungen, Münster 1999, S. 90-116; Alexander von Plato, Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: Bios 13 (2000), S. 5-29.

⁷ Harald Welzer/Sabine Moller/ KarolineTschuggnall (Hg.), „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main 2002, S. 33/34 u. 69/70.

⁸ Zum methodischen Angebot der Sprachwissenschaft vgl. beispielsweise Konrad Ehlich/Jochen Rehbein, Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT), in: Linguistische Berichte 45 (1976), S. 21-41.

⁹ Allgemein zur Interviewmethodik vgl. Jürgen Friedrichs, Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen¹⁴ 1990, S. 189-236; Helmut Henne/Helmut Rehbock, Einführung in die Gesprächsanalyse, Berlin/New York⁴ 2001.

¹⁰ Harald Welzer, Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: Bios 13 (2000), S. 51-63.

